Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 6

Artikel: Freunde & Feinde : eine teilweise schockierende Betrachtung
Autor: Guggenbühl-Craig, Adolf / Hillmann, James
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074072

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine teilweise schockierende Betrachtung
von Dr. Adolf Guggenbühl-Craig
in Zusammenarbeit mit James Hillmann Ph. D.

Man schreibt auf manchen Stein:
«Er hatte keinen Feind.»
Als Lobspruch ist's gemeint,
Doch schließt's viel Schlimmes ein;
Es klänge just so gut:
«Ihm fehle Herz und Blut.»

Anastasius Grün

Vor fünfzig Jahren wurde von Sozialwissenschaftlern die baldige Auflösung der Familie vorausgesagt. Heute ist diese Form der menschlichen Beziehung stärker als je; Heiraten und Kinderhaben sind das Ziel der modernen jungen Mädchen, und die Familie hat sich sogar religiöser, ritueller Feiern, wie zum Beispiel Weihnachten, bemächtigt und diese völlig zu Familienfesten umgewandelt.

Neben diesem blühenden Familienleben ist aber in den letzten fünfzig bis hundert Jahren eine andere Form der menschlichen Beziehung, die Freundschaft, und deren, wie wir glauben, anderes Gesicht, die Feindschaft, etwas unter die Räder gekommen.

Freundschaft spielte im Altertum eine sehr große Rolle. Von Aristoteles' zehn Büchern über Ethik handeln zwei von ihr. Freundschaft war auch eines der Lieblingsthemen Ciceros. Die Renaissance und dann wieder die Romantik waren gekennzeichnet durch Freundschaften – und Feindschaften – bedeutender Männer und Frauen.

Und heute? «Wie ich Freunde gewinne» ist dem Sinne nach der Titel vieler guter und vieler schlechter Bücher. In der Erziehung sind die Eltern, zum Teil unter dem Einfluß der amerikanischen Psychologie, sehr besorgt darum, daß ihre Kinder sich den Kameraden anschließen und möglichst viele «Freunde» haben. Es geht bei diesen Bestrebungen aber nicht wirklich um eine Anerkennung der Wichtigkeit der Freundschaft, sondern um die

Förderung des sozialen Talentes, der Fähigkeit, sich bei den Mitmenschen durchzusetzen und beliebt zu machen.

Freundschaft ist etwas ganz anderes. Thomas von Aquin schreibt in der Summa Theologica: «Freundschaft ist Liebe.» Und wie die Liebe «geschieht» Freundschaft einfach; sie kann gefördert, gepflegt, aber nicht geschaffen werden. Ein Knabe, der neu in eine Schulklasse eintritt, fühlt sich vielleicht sofort angezogen von einem der Schüler, er möchte neben ihm sitzen, mit ihm spielen, ihn zu sich nach Hause nehmen und ihm alles anvertrauen. Er will dies nicht etwa, um sich in die neue Klasse einzuleben; echte Freundschaft kann sogar isolieren und abschließen und dem kameradschaftlichen Klassengeist feindlich sein.

Freundschaften können in jedem Lebensalter entstehen und dauern oft bis ans Ende des Lebens. Sie enthalten Gefühle allerverschiedenster Art; die Freunde sind sich bald näher, bald ferner; sie sind enttäuscht voneinander und sehnen sich dann wieder, zusammen zu sein.

Die Familie in der heutigen Form ist leider Freundschaften zum Teil feindlich gesinnt. Beide Ehegatten vertreten oft mehr oder weniger bewußt die Ansicht, eine gute Ehe habe wenn möglich das gesamte Spektrum der menschlichen Beziehungen zu monopolisieren. Junge Frauen versuchen die aus der vorehelichen Zeit stammenden intensiven Freundschaften des Mannes mit allerlei Tricks zu sabotieren und zu verunmöglichen. «Mußt du nun wirklich heute abend Ruedi sehen? Wir sollten doch endlich einmal die nächsten Sommerferien besprechen» oder ähnliches muß mancher junge Ehemann hören, der sich anschickt, seinen besten Freund zu besuchen. Oder die Einladung des Freundes zum Nachtessen muß immer wieder verschoben werden wegen Erkältungen und dergleichen. Auch Männer haben ihre Methoden, Freundschaften der Frau zu zerstören, oft indem sie die Freundin lächerlich machen oder sonst herabsetzen.

Ganz verheerend hat die Tyrannei der Familie gegenüber jeder anderen menschlichen Beziehung auf die Freundschaft zwischen Männern und Frauen gewirkt. Fühlt sich ein verheirateter Mann zu einer anderen als zu seiner Frau hingezogen, so sind wir sofort mit dem Satz: «Er hat ein Verhältnis» zur Stelle. Eine allzu enge Auffassung der Ehe verlangt tatsächlich, daß alle Beziehungen von Verheirateten zu Menschen vom anderen Geschlecht sich nur noch innerhalb der Ehe oder der Familie abspielen dürfen. Typisch dafür ist die Antwort eines amerikanischen Senators aus dem Mittleren Westen nach einer Europareise auf die Frage eines Journalisten, wie ihm die europäischen Frauen gefallen hätten: «Für mich gibt es nur zwei Frauen, meine Frau und meine Mutter.»

Diese starre Haltung hängt mit einem Mangel an Verständnis der Beziehungen zwischen Männern und Frauen zusammen. Man nimmt an, es gebe zum Beispiel für einen Mann nur vier Arten von Möglichkeiten, mit Frauen näher in Kontakt zu treten: als Sohn zur Mutter, als Bruder zur Schwester, als Ehemann zur Ehefrau und als Vater zur Tochter. Die irrige Ansicht herrscht vor, jede außerverwandtschaftliche Beziehung zwischen einer Frau und einem Mann müsse früher oder später zu einer Ehe führen oder die bestehende Ehe auflösen oder zumindest ein «Verhältnis», eine Liebschaft zur Folge haben.

Jede Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau hat, auch wenn sie sich in erlaubten Grenzen hält, psychologisch gesehen, eine geistige und eine körperliche Seite. Beide Seiten aber müssen durchaus nicht notwendigerweise eine Bedrohung der Ehe bedeuten oder gar zu einem außerehelichen Liebesverhältnis führen. Eine verheiratete Frau kann mit einem anderen verheirateten Mann eine tiefe, belebende Freundschaft pflegen und dadurch sogar das Eheleben bereichern. Natürlich braucht es zu solchen Freundschaften eine gewisse Reife und vor allem eine sehr ausgebildete strenge Moral. Aber wie es meiner Ansicht nach nicht unbedingt für alle Menschen richtig ist, sich des Weines völlig zu enthalten, um den Gefahren zu entgehen, die mit dem Weingenuß verbunden sind, so ist es auch falsch, jede nicht in der Ehe sich abspielende Freundschaft zwischen Männern und Frauen aus allzu großer Ängstlichkeit grundsätzlich abzulehnen.

Ein weiterer Feind jeglicher Art von Freundschaft ist eine falsch verstandene moderne Psychologie. Bei einer sehr intensiven Freundschaft zwischen Männern wird leider allzu rasch von «latenter, unbewußter Homosexualität» gesprochen. Oder man glaubt festzustellen, die Freunde liebten sich gar nicht wirklich, sondern jagten nur Projektionen nach. In

diesem Zusammenhang sagte mir eine Bekannte über die Freundschaft ihres Gatten zu einem sehr reichen Manne: «Mein Mann fühlt sich nur deshalb so zu Erich hingezogen, weil er selber einen Geldkomplex hat und seit jeher reicher sein möchte, als er ist.» Wohl ist es von Gutem, wenn wir uns der verborgenen psychologischen Kräfte in unseren Freundschaften etwas bewußt werden; sie sind aber nicht deren wichtigste Seite, die gegenseitige Liebe ist das Entscheidende, und diese läßt sich letztlich nicht erklären.

Sicher werden viele Leser mit uns übereinstimmen, wenn wir feststellen, daß es für jeden Menschen sehr wichtig ist, Männer und Frauen zu Freunden zu haben, auch als Ehemann oder als Ehefrau. Freundschaft ist eine Form der Liebe im tiefsten Sinne des Wortes, und je mehr Liebe wir als Schenkende und Empfangende erleben dürfen, desto reicher ist unser Leben. Nur wenige werden uns aber sofort folgen, wenn wir jetzt die These aufstellen, Feindschaften seien beinahe so wichtig wie Freundschaften. Wir würden sogar begreifen, wenn sie auf diese Behauptung mit Entsetzen reagieren würden. Aber wir bitten die Leser, sich doch zu überlegen, ob nicht etwas Richtiges an dieser Behauptung ist. Wir finden solche Überlegungen heilsam. Wir meinen, kurz gesagt, es sei nicht unbedingt ein Kompliment, zu sagen: «Er hat keinen Feind auf dieser Welt» oder «er war nicht fähig, jemanden zu hassen.»

Um in diesen etwas fremdartigen Gedankengang einzudringen, wollen wir zuerst einmal das Phänomen der Feindschaft, so wie es im täglichen Leben auftritt, etwas beschreiben.

Wie viele andere Formen der menschlichen Beziehung tritt auch Feindschaft bei Kindern sozusagen reiner und klassischer auf als in späteren Jahren. Wenn wir uns an die Primarschulzeit zurück erinnern, so kommt sicher vielen von uns in den Sinn, wie wir nicht allein einen Kameraden besonders gut mochten und versuchten, seine Freundschaft zu gewinnen, sondern anderseits auch einen ganz bestimmten Knaben einfach nicht leiden konnten, ihn haßten, ihn wenigstens in unserer Phantasie jämmerlich verprügelten und er uns anderseits das Leben schwer machte, wo er nur konnte. Oft war es irgend ein Knabe aus der Nachbarschaft, der es ganz besonders auf uns abgesehen zu haben schien.

Sind wir ganz aufrichtig, so müssen wir uns eingestehen, daß sich das, wenn wir älter werden, im Gymnasium, an der Universität und später im Beruf eigentlich grundsätzlich nicht ändert. Nur geben wir uns dem Haß nicht mehr derart hin wie als Kinder, wir verdrängen ihn; ja, wir versuchen sogar, mit vielen unserer Feinde speziell nett zu sein, um Zusammenstöße zu vermeiden. Wir fühlen uns irgendwie verpflichtet, über solchen Haßgefühlen zu stehen. Wir sind sehr erpicht darauf, einzelne Menschen, die wir aus persönlichen, politischen oder allgemein weltanschaulichen Gründen ablehnen, nicht allzusehr persönlich scharf oder rücksichtslos anzugreifen.

Der britische Premierminister Harold Macmillan beklagte sich vor einiger Zeit bei einem Interview über diese Erscheinung. Dem Sinn nach sagte er: «Während man früher den politischen Gegner als ‚Trottel', ‚Vollidiot', ‚ekelerregenden Gauner' bezeichnete, spricht man heute nur noch davon, wie man ihn zwar persönlich sehr schätze, wie aber seine politischen Ansichten nicht mehr der heutigen Zeit entsprächen usw. Dies macht das politische Leben langweilig und trocken.» Macmillan meinte mit «früher» eine Zeit, die sich bis in seine eigene Jugend hinein erstreckte, also kaum unchristlicher gewesen sein dürfte als die heutige.

Daß Haß vor der christlichen Aera offener und persönlicher ausgedrückt wurde, verwundert wohl die meisten weniger. Maxime des Altertums war: «Helfe deinen Freunden und tue Böses deinen Feinden!» Plutarch schrieb über den Nutzen von Feinden. Haß betrachtete er als die andere Seite der Liebe. Wer nicht hassen kann, kann nach ihm auch nicht lieben. Im Haß sah er zwar ein Übel, aber ein notwendiges Übel für die Leistungsfähigkeit. Er vertrat eine Art rudimentärer Psychohygiene. Nach ihm hat jeder Mensch eine bestimmte Summe von Liebe und Haß in sich, und diesen soll man an seinen Feinden auslassen und nicht etwa an seiner Familie oder seinen Freunden.

Persönlicher Ausdruck von Haß und Abneigung verschwand aber auch mit der Ausbreitung des Christentums durchaus nicht. Im Mittelalter bezeichnete man einen Gegner, so

zum Beispiel im Kampf zwischen Kaiser und Papst, mit Vorliebe als den «Antichristen». Nicht nur die Menschen der Renaissance in Italien, auch die Zeitgenossen der Königin Elisabeth I. von England zeigten – sogar gerade im Kampf um Reformation und Gegenreformation – eine «Meisterschaft» in persönlichen Streitigkeiten, mit Vergiften, Verschwören und Hintergehen. Der im Mittelalter wurzelnde physische Ausdruck von Feindschaft, eingekleidet in strenge, beinahe rituelle Formen, hielt sich als Duell bis vor kurzem.

Die literarischen Größen des 18. und 19. Jahrhunderts befehdeten sich auf das schärfste und persönlichste, ja sie schwelgten geradezu in scharfen Angriffen. Die heftige Fehde zwischen Dickens, dem Autor von «David Copperfield» und «Oliver Twist», und Thackeray, dem Verfasser des berühmten Romanes «Jahrmarkt der Eitelkeit», ist nur eines von ungezählten Beispielen.

Das Sprichwort «Rache ist süß» wird auch heute noch oft halb ablehnend, halb billigend gebraucht. Sogar Thomas von Aquin hat die Rache irgendwie vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen versucht. Er schrieb: «Rache ist eine spezielle Tugend.» Die Begründung ist nach ihm: «Rache besteht darin, daß man einem, der sündigt, Böses als Strafe antut.» Er fuhr dann weiter: «Wenn des Rächers Absicht vor allem auf das Gute ausgerichtet ist, das erreicht werden soll durch die Bestrafung des Sünders, so kann die Rache gesetzlich sein.» Der Mensch darf sich also nach Thomas von Aquin dann am Gegner rächen, wenn dieser das Böse repräsentiert. Man darf seinen Gegner mit Rache heimsuchen, wenn er den großen Gegner der mittelalterlichen Christen, den Teufel, vertritt.

Lebendige Feindschaft im Persönlichen ist dagegen heute nur noch in wenigen Gebieten sozusagen «kulturell» erlaubt und von der Gesellschaft anerkannt. In Frankreich sollen bis vor dem Ersten Weltkrieg Frauen, die ihre Rivalinnen umbrachten, häufig von den Schwurgerichten freigesprochen worden sein. Auffällig ungehemmt werden noch in unseren Mietshäusern zwischen den einzelnen Familien ständig wütende persönliche Kämpfe geführt, die bis zu Denunzierungen bei der Polizei, Luftherauslassen bei den Autos und dergleichen gehen. Mehr oder weniger billigen wir noch die in «Heimatromanen» beschriebenen Fehden zwischen alteingesessenen Bauernfamilien.

In den Träumen moderner Menschen kommen anderseits sehr häufig Gestalten im Sinne von persönlichen Gegnern vor, an denen man sich rächen will oder die einen verfolgen. Das Interesse, das wir alle an Kriminalromanen, Unglücksfällen und Verbrechen und dergleichen zeigen, muß in diesem Zusammenhang auch genannt werden. In all dem zeigt sich, daß wir, wie auch die offizielle kulturelle Einstellung sein mag, ein großes Bedürfnis haben, nicht nur zu lieben, sondern auch zu hassen und beides auszudrücken. Während es aber

---

Wir veröffentlichten letzten Sommer unter diesem Titel einen Beitrag über psychologische Rätsel des Alltags. Manche Leser haben uns darauf persönliche merkwürdige Erlebnisse aus dem Alltag mitgeteilt, die wir nun in dieser Rubrik abdrucken. Weitere prägnant gefaßte Beiträge sind erwünscht und werden honoriert.
Red.

■ Meine Großmutter war in Holland am Meer in den Ferien. Nach einem Spaziergang am Strand stellte sie mit Schrecken fest, daß ihr der große Brillant aus dem Ring, den sie immer trug, fehlte. Täglich suchte sie nun während der verbleibenden Ferientage den Sand ab, hinauf- und hinuntergehend vom Morgen bis zum Abend. Umsonst. Traurig über den Verlust des kostbaren Andenkens kehrte sie heim.

Im nächsten Jahr fuhr sie wieder nach Holland ins gleiche Hotel zu einem Ferienaufenthalt. Am ersten Tage schlenderte sie dem Meer entlang und dachte an ihren im Vorjahr verlorenen Ring. Und da, plötzlich strahlte ihr aus dem Sand etwas entgegen, ein gewaltig glitzerndes Steinchen ... der Brillant!

Natürlich war sie außer sich vor Freude und erzählte allen Bekannten von diesem «unmöglichen» Erlebnis. B.K.

vielleicht viele bedauern, daß die Möglichkeiten, in Freundschaften zu lieben, nicht nur wenig gefördert, sondern offenbar unterbunden werden, neigt man heute dazu, eher froh darüber zu sein, daß der Ausdruck persönlichen Hasses zurückgedämmt wird. Wir möchten hier die Berechtigung dieser Freude etwas in Frage stellen.

Außerhalb der Familie Freundschaften und namentlich Feindschaften zu haben, ist für uns heute oft kaum möglich. Dennoch haben wir das Bedürfnis nach einem Feind. So wird denn dieser, sozusagen mangels eines besseren, oft im Ehepartner gesucht. Beide Ehegatten müssen Dinge auf sich nehmen, die vielleicht nicht wirklich etwas mit ihnen zu tun haben. Viel Haß, unfruchtbarer Streit, Kämpfe und bittere Auseinandersetzungen in der Ehe haben, so erscheint es uns, sehr oft wenig mit der Ehe zu tun, dafür viel mit einem tiefen Bedürfnis, einen Feind zu finden. Die eheliche Beziehung muß da etwas auf sich nehmen, das anderswohin gehört. Nicht nur Freundschaften, sondern auch Feindschaften müssen sich außerehelich abspielen können. Die heutige Ehe lädt sich durch ihre Bekämpfung aller sich nicht im Rahmen der Ehe abspielenden Beziehungen, seien es nun Freundschaften oder Feindschaften, zu viel auf. Ehepartner können nicht alles füreinander sein und alle Bedürfnisse nach Feinden und Freunden erfüllen. So viel können sich zwei Menschen nicht geben.

Etwas weiteres mag das Verschwinden von starken, gelebten Feindschaften uns zum mindesten etwas fraglich erscheinen lassen: Wirklich schöpferische Menschen zeigen in der Regel auch heute nicht nur eine große Begabung für Freundschaften, sondern auch eine sehr starke Neigung zu intensiven, oft ein Leben lang dauernden Feindschaften. Große Schriftsteller sind bekannt für ihre fast wahnhaften Ablehnungen der Verleger. Künstler können sich auf das schärfste bekämpfen. Der Haß der Schauspieler gegen Theaterkritiker führt hie und da sogar zu Tätlichkeiten.

Jeder, der wirklich etwas Schöpferisches will, stößt bald auf Menschen, die das nicht wollen oder falsch oder unschön betrachten. Der wirklich schöpferische Mensch kann dem Gegner seines Werkes nicht verzeihen, sondern muß ihn oft persönlich hassen. Es sollte uns wirklich zu denken geben, wie echte Schöpferkraft fast immer mit der intensiven Neigung, nicht nur zu lieben, sondern auch zu hassen verbunden ist.

Wir fragen uns, ob es nicht vielleicht zu einem reifen Menschen gehört, fähig zu sein, zu lieben *und* zu hassen, Freundschaft zu pflegen und Feindschaft nicht auszuweichen. Ist nicht eine Kultur, die uns reichere Möglichkeiten zu persönlichen Freundschaften und Feindschaften gibt, vielleicht doch die höhere als die unsere, die das erstere nicht fördert und das zweite bekämpft?

Gegen diese etwas ungewöhnlichen Gedankengänge läßt sich sehr viel einwenden. Ist es nicht ganz einfach gefährlich, zu unserem Haß und unserer Abneigung zu stehen, bestimmte Mitmenschen als unsere Gegner zu betrachten und entsprechend zu handeln? Haben wir nicht schon genug Haß in der Welt? Freundschaften fördern ist bestimmt richtig, sollte aber persönlicher Haß nicht mit allen Mitteln bekämpft werden? Er bringt doch nur Unfrieden.

Ist dies wirklich so? Individuelle persönliche Abneigung ist tausendmal harmloser als kollektiver Haß. Die moderne Welt leidet vor allem an den vielen kollektiven Haßausbrüchen, die wie Krankheiten die Völker überfallen und diese in nationale oder Bürgerkriege treiben. Besucher der Sowjetunion sind immer erstaunt, wie die Russen gegen die einzelnen Ausländer und auch unter sich kaum Abneigung zeigen, sondern, wenn sie nicht gerade Angst vor der Polizei haben, ausgesprochen kameradschaftlich sind. Dasselbe soll zum Teil bei den Chinesen zutreffen. Steht man aber nicht mehr zu seinen individuellen persönlichen Abneigungen, findet man keinen individuellen Feind mehr, so wird dieses Bedürfnis durch den kollektiven Feind befriedigt, in Rußland zum Beispiel durch die «Imperialisten und Kapitalisten». Individuelle Abneigung ist ein persönliches Problem und als solches an zwei Personen gebunden und deshalb meistens in seiner Schädlichkeit begrenzt.

Ein weiterer – und vielleicht der gewichtigste – Einwand gegen unsere bisherige Ausführung ist das christliche Gebot: «Liebe deine Feinde!» Hier liegt ein zum mindesten scheinbar schwer lösbarer Widerspruch vor zur Forderung, nicht nur die Freundschaft,

sondern auch die Feindschaft zu pflegen. Ein Hinweis auf eine Lösung mag darin liegen, daß dieses Gebot immerhin voraussetzt, daß wir Feinde haben. Es heißt nicht: «Habe keine Feinde!», sondern: «Liebe sie!»

Persönliche Liebe und persönliche Abneigung sind zwei Möglichkeiten intensiver mitmenschlicher Beziehung. Wir können nicht lieben, ohne irgendeinen Standpunkt einzunehmen und «jemand zu sein». Dies verlangt aber auch, daß wir jene bekämpfen, die sich unserer Art und unserem Lieben entgegensetzen. Menschen, die nicht Abneigung empfinden können oder diese unterdrücken, sind sehr oft auch nicht fähig, zu lieben. Unsere Freunde, aber auch unsere Feinde gehören zu uns, zu unserem Leben, und beide müssen angenommen und so in einem höheren Sinn geliebt werden, wie wir uns der Freude und dem Leid im Leben stellen und dazu ja sagen müssen. Dies ist möglicherweise zum Teil der Sinn des, wenn man es wirklich ernst nimmt, sehr schwer verständlichen Gebotes «liebe deine Feinde».

Wie soll sich nun die Forderung, Feindschaften und Freundschaften ernst zu nehmen, sie mehr auszuleben als wir dies in der Regel tun, praktisch auswirken? Wie kann in dieser Hinsicht das Leben bereichert und vertieft werden?

Es gibt viele Arten von Freundschaften. Die scholastische Philosophie unterschied deren 29: zwischen Verwandten, zwischen Pilgern, unter Kriegern, zwischen sozial gleich und sozial verschieden Gestellten, zwischen Jüngeren und Älteren, unter Frauen, unter Männern, um nur einige wenige zu nennen. Eine Freundschaft kann sich im Sinne der Romantiker abspielen, indem Freunde oder Freundinnen «sich gegenseitig in die Augen schauen», das heißt ihre allertiefsten Gefühle austauschen, Freud und Leid und die geheimsten Gedanken und Gefühle teilen – in der Romantik äußerten Männer ihre Liebe zueinander nicht nur, wie wir, in schwer betrunkenem Zustand. Freundschaften können sich aber auch mehr in gemeinsamem Erleben und der Betätigung derselben Interessen abspielen, handle es sich nun um Kunst oder Turnen, Ausschmücken von Wohnungen oder Kleidernähen.

Freunden und Freundinnen sollen wir auf alle Fälle viel Zeit und seelische Energie widmen. Eheleute täten gut daran, zu versuchen, die Freundschaften ihrer Partner nicht zu bekämpfen, weder bewußt noch unbewußt. Eine Frau, die fähig ist, echte Freundschaft mit anderen Frauen zu pflegen, und auch zu Männern außerhalb der Ehe tiefe Beziehungen zu haben, ist auf lange Sicht eine bessere Ehefrau, da sie im ganzen ein innerlich reicherer Mensch ist. Dasselbe gilt für Ehemänner.

Freundschaften sind in jedem Fall Wunder. Sie entstehen meistens ohne unser Zutun; einmal da, müssen sie aber gepflegt werden, sonst verdorren sie und verschwinden wieder in der Tiefe der Seele.

Feindschaften werden dadurch gepflegt, daß man sie anerkennt und nicht versucht, unbedingt aus Feinden Neutrale zu machen. Natürlich wollen wir hier nicht die erwähnten Kampfmethoden früherer Jahrhunderte als Lösung anpreisen. Empfindet man nun aber einmal für Karl eine ausgesprochene Abneigung, so stehe man vor sich selber dazu und suche keine falschen Versöhnungen zu arrangieren. Und wenn zum Beispiel ein persönlicher Feind einen Vortrag hält, so melde man sich in der Diskussion zum Wort und greife den Unglücklichen scharf an.

Weder vor sich, noch vor anderen, noch vor allem vor dem Feind selber soll man seine Gefühle allzu sehr zu vertuschen suchen. Wohl darf man sich fragen, weshalb man jemanden ablehnt, und man wird dann vielleicht sehen, daß er Dinge tut, die man selber mißbilligt, aber auch gerne täte – man soll jedoch die Abneigung nicht wegpsychologieren.

Feindschaften sind, wie Freundschaften, unter sich ganz verschiedenartig, und sie sollen verschieden gelebt werden. Während man den weltanschaulichen Gegner vielleicht, wo immer nur möglich, scharf angreift, zeigt man zum Beispiel einem alten Gegner aus der Schulzeit seine Abneigung, indem man ihn auf der Straße nicht grüßt.

Sicher gibt es auch hie und da Ausnahmen, Genies der Liebe, Heilige, für die das hier Gesagte nicht ganz zutrifft. In der Regel aber mag, ja soll es von einem innerlich wirklich reichen Menschen am Ende seines Lebens heißen: «Er liebte seine Freunde und haßte seine Feinde.» Oder vielleicht, wenn ihm ein Zustand der Reife beschieden war: «Er liebte seine Freunde – und liebte seine Feinde, als Feinde.»